

Gründonnerstag – Karfreitag – Ostern

Drei Feste? Ein Dreiklang!



Auch wenn Sie keine „musikalische Ausbildung“ haben und auch kein Instrument spielen, haben Sie sicher schon den Begriff „Dreiklang“ gehört: drei verschiedene Töne, die auch jeder für sich stehen könnten, erklingen gemeinsam (von verschiedenen Instrumenten gespielt, von verschiedenen Stimmen gesungen oder gemeinsam auf einem Instrument) und ergeben etwas Neues - einen Dreiklang, einen Akkord.

So ist es auch mit den drei großen, christlichen Festtagen Gründonnerstag, Karfreitag und Ostern. Man kann jedes für sich betrachten, als einzelnes Fest. Aber nur, wenn man sie zusammen betrachtet, als einen Dreiklang, ergeben sie das, was sie eigentlich sein wollen und sein sollen. Nur dann entfaltet sich die ganze Botschaft.

Die Liturgie der Katholischen Kirche betrachtet die Karwoche bewusst als einen Weg, der sich in verschiedenen Schritten entfaltet – und so eine neue Perspektive entfaltet für das Leben. Nur wer den *ganzen* Weg Jesu mitgeht, wird wirklich verstehen, was wir als Christen Ostern feiern.



KARWOCHE

Gründonnerstag

Ausgerechnet Füße waschen?

Eine Fußpflegerin erzählt: Egal ob Bauarbeiter oder Lehrer, ob alte Frau oder junger, tätowierter Mann – wirklich jeder, der im Fußpflegeraum zum ersten Mal die Sicken abstreift, entschuldigt sich zunächst einmal für seine Füße.“



Die Begegnung bei der Fußpflege ist neu und ein bisschen zu intim, Peinlichkeit entsteht.

Kein Wunder, dass auch die Jünger im Evangelium peinlich berührt sind, also Jesus sich eine Schürze umbindet, um ihnen die Füße zu waschen.

Umso mehr, wenn man bedenkt, dass die Menschen damals nicht in Lederschuhen auf geteerten Wegen unterwegs waren, sondern eher in Riemchensandalen durch Dreck und Staub - und auch durch den Unrat, der damals nicht in der Kanalisation, sondern auf der Straße landete.

So wie wir heute die Straßenschuhe ausziehen, wenn wir nach Hause kommen – oder zu Besuch wenigstens die Schuhe auf der Matte gut abputzen, so war es damals üblich, sich die Füße zu waschen. Und „feine Leute“ hatten dafür einen Diener oder Sklaven.

Wobei das „Füße waschen“ unter den Dienstboten wohl so wenig beliebt war wie das „Kloputzen“ beim Bund. Eine Aufgabe, die keiner gerne macht und vor der sich jeder gerne drückt.

Es fällt doch auf, dass das Johannesevangelium (Joh 13,1-15) vom letzten Abendmahl, das uns als Christen doch so wichtig ist und das wir heute Abend besonders festlich begehen, eher am Rande erzählt: „Es fand ein Mahl statt...“

Stattdessen wird erzählt, dass Jesus den Jüngern die Füße gewaschen hat – und nicht den Kopf (wie Petrus es richtiger fände).

Es ist der letzte Abend, den Jesus mit seinen Jüngern hat. Er ahnt, was kommen wird – und dass die Geschichte für ihn kein gutes Ende haben wird. Aber an diesem Abend hält er keine langen Vorträge oderspricht von seinem geistigen Erbe.

Er macht etwas anderes, etwas das mehr wirken soll als alle Worte. Er wäscht den Jüngern die Füße. Er übernimmt einen Dienst, der wenig geachtet und noch weniger beliebt ist.

Und er sagt: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr handelt, wie ich gehandelt habe.“

Wir leben in einer Zeit, die geneigt ist, in die genaue Gegenrichtung zu gehen. „Amerika frist!“ –

Nationalismen boomen: Österreich zuerst, Ungarn zuerst, Deutschland zuerst.

Wir erleben in unserer Gesellschaft eine Tendenz zur Individualisierung, die bedenkliche Haltungen propagiert: „Hol dir, was dir zusteht!“

–

„Jeder ist seines Glückes Schmied!“

In der Weltpolitik scheint tatsächlich das Recht des Stärkeren zu gelten. Zwei Egomanen aus Amerika und Russland telefonieren miteinander und teilen die Welt unter sich auf. Weil sie es können, weil sie scheinbar die Macht dazu haben.

Und diese Haltung scheint mir immer mehr Oberhand zu gewinnen in unserer Gesellschaft, in unserem Alltag. Im Straßenverkehr, in der Wirtschaft – das „Recht des Stärkeren“.

Elon Musk äußerte vor Kurzem mit vollem Ernst: „Die größte Schwäche des Westens ist die Empathie.“

Der Autor Franz Alt spricht daher von einem „neuen Zeitalter der Schamlosigkeit“. Kommt jetzt (wie in Amerika und Russland und der Türkei) auch bei uns das „Recht des Stärkeren“ auf allen Ebenen – ohne „Rücksicht auf Verluste“?

Was können wir dem noch entgegensetzen?

Jesus lamentiert nicht und protestiert nicht, er wäscht seinen Jüngern nicht den Kopf, sondern die Füße. Und er sagt: Ich habe euch ein Beispiel gegeben.

Seid bereit, zu dienen – ohne zu fragen: Was bekomme ich dafür?

Seid bereit, füreinander da zu sein, euch füreinander einzusetzen – auch und gerade für die, die nicht zurückgeben können.

Ja, die Putins und die Trumps dieser Welt haben eine große Macht. – Aber was ist das gegen 2,5 Milliarden Christen, wenn *wir*, die Christen, uns wirklich prägen lassen würden von der Haltung Jesu.

Glauben wir auch an das Recht des Stärkeren – oder glauben wir mit diesem Jesus an die Stärke, die in der Bereitschaft zum Dienen liegt?

Dieser Jesus hatte es nicht nötig, die erste Geige zu spielen und sich dem staunenden Volk als großer Messias zu präsentieren.

Er ging jedem Starrummel um seine Fähigkeiten aus dem Weg. Er war der Diener aller – ohne sich selbst dabei klein zu machen. Er lebte, was man mit einem aus der Mode gekommenen Wort mit „Demut“ bezeichnet.

In diesem Wort „Demut“ steckt „Mut“.

Mut, gegen den Strom zu schwimmen.

Mut, sich für andere einzusetzen.

Demut hat nichts mit Unterwürfigkeit zu tun.

Demütige Menschen sind keine blinden Befehlsempfänger – und sie entwerten sich nicht selbst durch falsche Unterwürfigkeit und durch Buckeln.

„Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt“, sagt Jesus.

Haben wir den Mut, gegen den Strom zu schwimmen?

Haben wir die Kraft, dem Recht des Stärkeren etwas entgegenzusetzen?

Eben nicht: ICH zuerst – sondern: Füße waschen!



Karfreitag

Wer nicht hassen will,
muss leiden.

„Wer nicht hören will, muss fühlen!“ – sagte die Oma, wenn ich wieder mal nicht auf ihre guten Ratschläge gehört hatte und deswegen auf die Nase gefallen war.

Wer nicht hören will, muss fühlen.



An diesen Spruch musste ich denken, als mir ein Buch in die Hand fiel mit dem Titel: „Wer nicht leiden will, muss hassen!“

Das Buch stammt vom Neurologen und Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter. Es trägt den Untertitel „Zur Epidemie der Gewalt“.

Wie eine Epidemie hat sich doch wirklich die Gewalt im nationalen wie im internationalen Rahmen ausgebreitet: Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten, Rechtsextreme und soziale Spaltung, Attentate und Terror auch in deutschen Städten.

In seinem Buch fragt der Psychoanalytiker: Was hat zu dieser Welle der Gewalt geführt?

Seine Antwort lautet:

Wir leben in einer Gesellschaft, die Schmerz und Leiden hasst wie der Teufel das Weihwasser, die im Spaß versinkt, eine ganze Freizeitindustrie hervorbringt und von Leidfreiheit träumt.

Die tatsächliche Welt aber ist alles andere als vollkommen. Wer sich auf dieses Leben einlässt, dem bleiben Enttäuschungen, Ängste und Schmerz nicht erspart. Er muss die Unvollkommenheit der Welt annehmen, die Unvollkommenheit der Anderen – und auch seine eigene.

Wer sich diesem leidvollen Prozess widersetzt, der projiziert schließlich das eigene Böse in die anderen und bekämpft es dort.

Wer sich selbst unangreifbar machen will, wird andere angreifen (müssen). Er wird hart gegen sich selbst und brutal gegen andere, er flieht in den Hass.

Nichts anderes erleben wir im Moment mit Trump, dessen „Make America Great Again“ es egal ist, welche Opfer andere dafür bringen müssen. Nichts anderes erleben wir mit Putin und den Akteuren im Nahen Osten.

Wer nicht (selbst) leiden will, muss (andere) hassen.

Die Antike dachte: Ein Gott, der wirklich Gott ist, kann nicht leiden – und schon gar nicht sterben. Ein Gott, dem Leid und Tod widerfahren, kann kein Gott sein.

Im christlichen Glauben offenbart das Kreuz, das heute im Mittelpunkt unseres Gottesdienstes steht, dass unser Gott durch sein Leiden und Sterben nichts an Göttlichkeit einbüßt, dass die Liebe vielmehr verwundbar macht, auch Gott.

Nur der kann lieben, der auch bereit ist, zu leiden.

Jesus ist eben nicht wie ein antiker Gott am Leiden vorbei und über die Not und das Elend der Menschen hinweggegangen.

Er hat Angst, Not, Schmerzen und Aussichtslosigkeit am eigenen Leib erfahren.

So ist das Leben auf dieser Welt: kein Honigschlecken, sondern ein Sichabrackern und -abmühen mit den eigenen Fehlern und den Schwächen der anderen.

Jesus ist nicht aufgetreten als der große, starke Mann. Die Erfahrung des Scheiterns ist ihm nicht fremd. Er wird ein Opfer von Borniertheit, Hass und Ungerechtigkeit.

Wer gegen das Leiden kämpft, dem bleibt das Leiden selbst nicht erspart.

Früher sagte man: Du, ich mag dich leiden.

Ist doch eigentlich seltsam, dass wir „leiden“ sagen, wenn wir „Liebe“ meinen.

Aber das Wort „Passion“ hat nicht ohne Grund eine doppelte Bedeutung: Passion bedeutet Leidenschaft – und Passion bedeutet Leiden.

Jesus hat den Ausbruch der Gewalt nicht mit gleicher Münze beantwortet. Er schlägt nicht zurück, sondern lässt sich selbst ans Kreuz schlagen. Er bleibt selbst am Kreuz den Gewalttätern zugewandt.

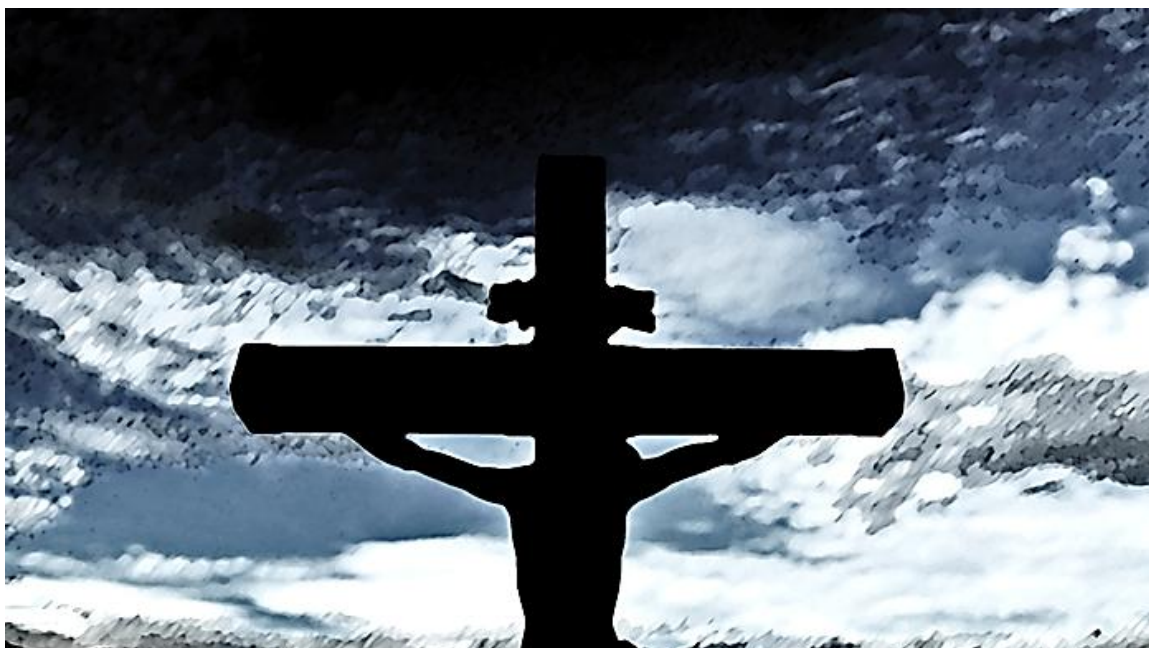
Jesus hat gelitten, um den Hass aus den Angeln zu heben. Sein Leben und Sterben sind geprägt von jenem Leiden, das aus dem Widerstand gegen Unrecht und Gewalt erwächst.

Es gibt kein wahres Leben ohne Leiden.

Es gibt keine Liebe ohne Passion.

Daran erinnert uns der Karfreitag:

Wer nicht hassen will, muss leiden.



Ostern

All-In – oder: Die entscheidende Wette

Zu meinen wirklichen Lieblingszitate gehört ein Ausspruch des Diakons Willibert Pauels, im Kölner Karneval (in den 2000-er Jahren) bekannt als Büttenredner („Ne Bergische Jung“).



Bei einer Podiumsdiskussion diskutierte er mit einem Atheisten über

die Existenz Gottes. Die Argumente gingen hin und her. Am Ende des Abends sagte Willibert Pauels (sinngemäß):

Ich kann nicht beweisen, dass es Gott gibt. Und du kannst nicht beweisen, dass es Gott nicht gibt.

Aber du musst zu deinem Sohn sagen: Du bist ein Haufen von Zellkernen, durch Zufall und Evolution so geworden. Und wenn du stirbst, wirst du zerfallen zu Zellkernen, die irgendetwas anderes bilden.

Meine Mama hat zu mir gesagt: Willibert, du bist einmalig. Du bist ein Kind Gottes. Und wenn du stirbst, dann kommst du in den Himmel.

Ich kann mit meinem Glauben besser leben, als wenn ich keinen hätte.

Vielleicht mag ich dieses Zitat ja so sehr, weil es auf verständliche Weise ausdrückt, was in der Philosophie bekannt ist als die „Pascalsche Wette“.

Blaise Pascal ist ein französischer Mathematiker, Physiker und Philosoph aus dem 17. Jahrhundert.

In seinen „Gedanken über die Religion“ beschäftigt er sich mit der philosophischen Frage nach der Existenz Gottes.

Er kommt dabei zu dem Schluss: *Mit menschlicher Vernunft kann man die Existenz Gottes nicht erfassen und darum auch nicht beweisen. Man kann weder sagen: Es ist vernünftig zu glauben. Noch: es ist vernünftig nicht zu glauben.*

Es geht am Ende um eine Wette: Kopf oder Zahl. Glauben – oder nicht glauben.

Wer die Wette gewinnt, das wird sich allerdings in diesem Leben nicht herausstellen, sondern erst wenn ich sterbe.

Und er argumentiert weiter:

Angenommen: Es gibt keinen Gott.

Wenn ich an Gott glaube, werde ich nie feststellen, dass ich Unrecht hatte, weil nach dem Tod nichts mehr kommt.

Wenn ich nicht an Gott glaube, werde ich aber auch nie feststellen, dass ich Recht hatte.

Angenommen aber: Es gibt einen Gott.

Wenn ich nicht an Gott glaube, werde ich mich eine Ewigkeit lang ärgern, weil ich Unrecht hatte.

Wenn ich aber an Gott glaube, werde ich mich eine Ewigkeit lang freuen können.

Und Blaise Pascal beendet seine Gedanken:

Setze du auf den Glauben.

Wenn du gewinnst, gewinnst du alles.

Wenn du verlierst, verlierst du nichts.

Glaube also, wenn du kannst.

https://de.wikipedia.org/wiki/Pascalsche_Wette

Mit diesen philosophischen Gedanken sind wir mittendrin in der Osterbotschaft.

Es gibt keinen Beweis für das, was wir Ostern feiern.

Es gibt keinen Beweis für die Auferstehung Jesu.

Selbst wenn es ein Video gäbe vom leeren Grab. Es wäre doch kein Beweis.

Selbst wenn man wissenschaftlich nachweisen könnte, dass das „Türiner Grabtuch“ echt ist – es wäre kein Beweis.

Wir haben keine Beweise – und es kann auch keine Beweise geben (wenn wir den Gedanken des Philosophen folgen).

Was wir haben sind die Zeugnisse der Männer und Frauen, von denen die Osterevangelien berichten.

Und was mir jedes Jahr neu auffällt ist: Die waren alles andere als leichtgläubig und alles andere als schnell zu überzeugen.

- Sie rechnen damit, dass irgendjemand den Leichnam weggenommen hat (Joh 20,2);
- sie halten die Botschaft vom leeren Grab für „Geschwätz“ (Lk 24,11);
- sie zerstreuen sich in alle Winde und nehmen ihren ganz normalen Alltag wieder auf (z.B. Joh 21,3).

Es ist alles andere als ein schnell entfachtetes Strohfeuer.

Es dauert und ist ein eher mühsamer Prozess, bis sie zu dem Glauben kommen: Dieser Jesus ist auferstanden. Mit dem Tod ist nicht alles aus. Mich überzeugt dieser langsam gewachsene Glaube mehr als ein schnelles „Halleluja“ am leeren Grab.

Wir haben keine Beweise – aber was wir haben ist der Glaube dieser Männer und Frauen.

Was wir haben ist die Bereitschaft, für diesen Glauben ihr komplettes Leben einzusetzen (im wahrsten Sinne des Wortes); denn die meisten von ihnen sind als Märtyrer für ihren Glauben gestorben.

Sie haben (um im Bild der Wette zu bleiben) einen hohen Einsatz gewagt: „All-In“ – alles oder nichts.

Was wir haben ist die Erfolgsgeschichte dieser Botschaft. Aus einer Handvoll Jüngerinnen und Jünger sind 2,5 Milliarden Christen geworden.

Und auch wenn das Christentum nicht nur Gutes in die Welt gebracht hat, die christliche Botschaft hat die Welt positiv geprägt und zum Guten verändert.

Das spüren wir gerade heute, wenn Egoismus und Profitgier immer mehr um sich greifen.

Man kann sicher noch weiter nach Argumenten suchen, die für unseren Osterglauben sprechen:

- die Natur, die immer wieder aus scheinbar Totem neues Leben schafft;
- diese Hoffnung über den Tod hinaus, die in allen Kulturen irgendwie lebendig ist...

Aber es läuft (wenn wir ehrlich sind) am Ende doch hinaus auf das, was Blaise Pascal „die Wette“ nennt: Kopf oder Zahl. Ich glaube – oder ich glaube nicht.

Ich würde es ja „die entscheidende Wette“ nennen.

Denn es ist so wie in der Mathematik: Entscheidend ist, was vor der Klammer steht: Plus oder Minus.

In der Klammer kann ich rechnen so viel ich will, mit großen oder kleinen, positiven oder negativen Zahlen. Entscheidend ist immer, was vor der Klammer steht.

In diesen letzten drei Tagen im Leben Jesu kommt so ziemlich alles vor, was unser menschliches Leben ausmacht: Himmelhoch-jauchzend und zu-Tode-betrübt; Gemeinschaft und Freundschaft, Verrat und Enttäuschung. Leid und Tod, Abschied und Trauer.

Aber entscheidend ist, was am Ende vor der Klammer steht: Das war's. Oder: Das kann noch nicht alles gewesen sein. Das Beste kommt noch.

Und da bin ich eben mit Willibert Pauels der Meinung: Ich kann mit meinem Glauben besser leben – als wenn ich keinen Glauben hätte.

Ich habe irgendwann aufgehört zu zählen, an wieviel offenen Gräbern ich in den letzten 33 Jahren gestanden habe – und wieviel trauernde Menschen ich begleitet habe auf diesem Weg. Es werden sicher über 1.000 Beerdigungen gewesen sein und noch mehr Trauernde.

Aber ich könnte nicht so oft auf dem Friedhof stehen ohne diesen Glauben, ohne mit Überzeugung auf diese Karte zu setzen: Das Beste kommt noch.

Und darum sage ich mit großer Überzeugung mit Blaise Pascal:

Setze auf den Glauben.

Glaube, wenn du kannst.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen:

Frohe Ostern.



In einem tiefen, dunklen Teich lebte, ganz unten am Grund, ein Mumpf. Er lebte in einer dicken Schicht von Schlick und Unrat, die sich im Laufe von vielen Jahrzehnten gebildet hatte. Und so war auch seine Stimmung: Düster und dumpf. Eben: ein Mumpf.

Eines Tages kam ein Schwarm kleiner Fische daher, die sagten: „Wir waren ganz oben im Teich. Da gab es ein Leuchten und Glitzern, als wenn jenseits des Teiches noch etwas sein müsste. Etwas helles. Einige von uns waren so mutig und sind aus dem Teich herausgesprungen auf die andere

Seite. Sie haben erzählt, es gäbe da eine ganz andere Welt, bunt und hell.“

„So ein Unsinn“, sagte darauf der Mumpf. „Der Teich ist der Teich. Und außerhalb des Teiches kann es kein Leben geben. Gebt euch damit zufrieden. Wer etwas anderes erzählt ist ein Phantast und ein Spinner.“

Wenn du jetzt denkst: So ein dummer Mumpf.

Sei vorsichtig: Vielleicht stellst du dir ja auch die Welt viel zu klein vor.

Bildnachweise:

- Titelseite u. Rückseite: Peter Weidemann (Foto), Sven Jäger (Layout), Gisela Baltés (Text) (pfarrbriefservice.de)
- S. 2 (oben): Woyzeck (pixelio.de)
- S. 2 (unten): Gemeinfrei (pfarrbriefservice.de)
- S. 3: Fotografischer Dienst des L'Osservatore Romano (pfarrbriefservice.de)
- S. 6: Martin Manigatterer (Bildkomposition) / Bernhard Riedl (Fotografie) – (pfarrbriefservice.de)
- S. 7: Thorben Wengert (pixelio.de)
- S. 9: Peter Weidemann (pfarrbriefservice.de)
- S. 10: Gianni Crestani (pixabay.de)
- S. 15: Henning Westerkamp (pixabay.de)

BOTEN DER HOFFNUNG



**Lasst uns
Hoffungszeichen
der Liebe und Freundlichkeit
aussenden.**

**Lasst uns
mit wohlmeinendem Blick,
die Sorgen der anderen
sehen und verstehen.**

**Lasst uns
Güte und Wärme,
Liebe und Fürsorge
miteinander teilen.**

**Lasst uns
einander Mut machen,
Kummer und Schmerz
zu überwinden.**

**Lasst uns füreinander
als Freundinnen und Freunde
Boten der Hoffnung,
und Zuversicht sein.**